

Ansprache zum Gedenken an den Novemberpogrom 1938, auf Einladung der Bremer Bürgerschaft, 9. Nov. 2016

Johannes Heil

Es ist nur angemessen, wenn wir uns heute zum Gedenken an den Pogrom vom Nov. 1938, die sog. Reichskristallnacht, versammeln. Denn die Bilder brennender Gotteshäuser, die auf staatlichen Befehl und durch tätige Mithilfe vieler am 9./10. Nov. 1938 in ganz Deutschland in Brand gesetzt wurden, sind unserem Gedächtnis eingeschrieben. Die geschändeten Gotteshäuser hatten jahrzehntelang, mancherorts von alters her, zum Bild von Städten und Dörfern gehört. Spätestens seit 1933 wurden diese Bauten und die Menschen, die darin zum Gebet zusammen kamen, zu Fremdkörpern deklariert.

Was sich in Bremen und in hunderten anderer deutscher Städte und Orte in den Tagen des 9. und 10. November zutrug, hatte sich zuvor schon abgezeichnet. In München wurde die Haupt-Synagoge in der Herzog Max-Straße bereits im Juni 1938 auf Geheiß Hitlers abgebrochen, in Nürnberg der Tempel am Hans Sachs-Platz dann, von Gauleiter Julius Streicher vor vielen hundert Zuschauern mit einem geradezu liturgisch gerahmten Lobpreis auf das Zerstörungswerk versehen, im August des Jahres. Am 19. Oktober wurde die Dortmunder Synagoge gesprengt. Dass danach noch mehr kommen würde, lag eigentlich auf der Hand, doch im Nachhinein wollen die meisten überrascht gewesen sein.

In Bremen legten in der Nacht vom 9./10. Nov. SA-Leute Feuer in der Hauptsynagoge Im Schnoor und im Betsaal in Sebaldsbrück; beide Gebäude brannten völlig, das Inventar samt der Thorarollen wurde zerstört. Auch wurde das jüdische Altersheim verwüstet; die Einwohner wurden in die Kälte hinaus getrieben und misshandelt. Zugleich wurden zahlreiche Geschäfte und Wohnungen von Juden zerstört. Die Synagoge in Aumund wurde am Folgetag, nachmittags, am helllichten Tag, vor aller Augen, kontrolliert niedergebrannt.

An die 1400 Synagogen und Betsäle wurden damals reichsweit zerstört, etwa 400 Menschen ermordet oder in den Tod getrieben, fünf hier in Bremen: Heinrich Rosenblum, das alte Ehepaar Goldberg aus Burgdamm, Leopold Sinasohn aus Platjenwerbe und Selma Zwienicki aus der Neustadt. Das war nur der Anfang. Ein jüngst erschienenenes Gedenkbuch fasst die Biographien von 822 Bremern und Bremerinnen, die in der Zeit bis 1945 gewaltsam ihr Leben lassen mussten – weil sie Juden, Andersdenkende, Andershandelnde, Anderslebende oder Andersgeformte waren. Weil man sagte, dass sie anders seien, sie aber nichts anderes als Mitmenschen waren.

30.000 Juden wurden im Nov. 1938 reichsweit in Konzentrationslager verbracht (wovon viele an den Folgen starben), 160 Männer von diesem Schulhof hier hinten neben der abgebrannten Synagoge auf den Fußmarsch in ein fünfzehn Kilometer entferntes Lager geschickt und von dort in KZs verbracht. Wohnungen und Geschäfte wurden zerstört und geplündert – und die große Mehrzahl der anderen Deutschen hat zugesehen, vielleicht auch zugegriffen, hat es jedenfalls geschehen lassen, und nur einige wenige haben eingegriffen oder das Wort ergriffen, wie der der Heidelberger Pastor Hermann Maas oder der Berliner Domprobst Bernhard Lichtenberg. Für Bremen sind die Lehrerin Magdalena Thimme samt ihrem Kreis mutiger Frauen in St. Stephani zu nennen, wo Gustav Greiffenhagen Pastor war.

Das alles war kein fernes Geschehen, von dem nichts gewusst zu haben man später angeben konnte. Es war, inmitten der Stadt, inmitten des Gemeinwesens, die tätliche Aufkündigung jedes bürgerlichen und menschlichen Konsenses – eine brutale Trennung in die Mehrheit derer, die sich weiterhin dazugehörig fühlen durften/sollten, und die Minderheit jener, denen das Recht zum Hiersein und alsbald auch das Recht zum Dasein aufgekündigt wurde. Selbst wer als Dabeistehender Scham gefühlt haben mag, der war vom Geschehen nicht ausgenommen, denn er stand in diesem Akt der gewaltsamen Trennung zwangsläufig auf einer Seite. Auch deshalb ist dieser Tag in der Geschichte und für die Gegenwart dieses Landes so bedeutend. „Schicksalstag“ ist dafür ein eher unscharfes Wort. Denn es ist ja nicht der Tag, an dem etwas hereingebrochen ist, geschehen ist und erlebt wurde, sondern es ist einer, an dem gemeinschaftlich gehandelt wurde, zum Guten wie zum Schlechten:

Am 9. Nov. 1918, am 9./10. Nov. 1938, am 9. Nov. 1989, um nur die drei signifikantesten Ereignisse zu nennen. Oder am 9. Nov. 1939, als der Schreiner Geselle Georg Elser es ganz alleine unternahm, den Tyrannen töten zu wollen. Der 9. Nov. 1938 ist auch heute, achtundsiebzig Jahre danach, kein fernes Geschehen in der Vergangenheit, und das eben gerade auch darum, dass unsere eigene Gegenwart hier, heute so anders aussieht.

Dass die Bremer Synagoge an diesem Platz nicht wieder aufgebaut wurde, ist ja bezeichnend. Man hat nach 1945 überhaupt nur eine der 1938 zerstörten und danach abgetragenen Synagogen wieder aufgebaut. Das war 1960 in Worms, wo man die älteste damals bekannte Synagoge der aschkenasisch-deutschen Kulturlandschaft von Grund auf originalgetreu wiedererrichtete. An einigen anderen Orten wie in Köln oder Frankfurt hat man erhaltene Ruinen neu ausgestaltet, ansonsten aber, wo neue Gemeinden entstanden, neue Synagogen errichtet. Es sind auch neue, völlig andere jüdische Gemeinden, die damit entstanden sind, wie auch die Städte herum andere sind, zumindest in ihrem Erscheinungsbild.

Es ist eine andere Republik, eine, die sich in teilweise quälend langsamen Verständigungs- und Lernprozessen nach vorne begeben hat, eben auch eine, in der in Bremen die Bürgerschaft, auch die Schüler der St. Johannis Schule hier, aktiven Anteil an der Pflege der Erinnerung an die Synagoge, die hier einst stand, und an ihre Gemeinde nimmt.

Noch leben Zeugen unter uns, die sich an die Ereignisse der Novembertage 1938 erinnern und davon erzählen können. Sie sind heute alt und haben die Ereignisse als Kinder miterlebt. Besonders den Überlebenden, die ihre Erinnerung nicht weglegen können, sind wir unser eigenes Erinnern schuldig. Wenn einmal keine Zeugen mehr leben werden, wird die Aufgabe der Erinnerung sich aber nicht erledigt haben, denn ihr Anstoß schreibt sich über die Generationen hinweg. Selbst die vielfältigen, wütenden Rufe nach Schlussstrichen unter die Vergangenheit sind ja Formen der Erinnerung, wenn auch verkrampte. Lassen wir uns dagegen auf Erinnerung ein, dann wird auch ihr Ertrag spürbar. Denn Erinnerungsarbeit ist nicht rückwärtsgewandt; sie hat uns in unserer gesellschaftlichen und kulturellen Praxis geschult und zur Bewältigung gegenwärtiger Aufgaben befähigt.

Es sind die Ereignisse des Nov. 1938 aber auch deshalb nicht fern, ja eigentlich ganz nah, weil wir in unseren Tagen Zeugen von Ereignissen sind, in denen durchaus ähnlich kollektive und radikal-dynamische Kräfte wirken. Ich denke dabei nicht nur an Übergriffe, die gegen „Andere“ in unseren Tagen in unserer unmittelbaren Umgebung verübt werden. Ich denke auch an das neuerliche Zerbrechen nachbarschaftlicher Strukturen im Zeichen nationalistischer Ideologien in den Städten und Dörfern im Osten der Ukraine, gegen

Andersdenkende in der Türkei oder an die kollektive Gewalt gegen andersgläubige Muslime, Christen und Jassiden in Syrien und im Irak, ebenso gegen religiöse Minderheiten in Ägypten und anderswo.

Das ist dann auch der Auftrag, den ein Tag des Gedenkens an die Zerstörung des Gemeinwesens am 10. Nov. 1938 uns mitgibt: dass so wie etwa 900 Bremer und Bremerinnen damals in anderen Ländern Zuflucht fand, umgekehrt jene, die heute bei uns Zuflucht suchen, tatsächlich Schutz, Aufnahmebereitschaft und Perspektiven für das Weiterleben finden. Das war damals und ist heute nicht selbstverständlich. Europa ist zerrissen, ja gefährdet über die Frage, wie mit den Herausforderungen der Zeit umzugehen sei, auch wenn es zahlreiche Mut machende Gegenbeispiele gibt, gerade auch hier in Bremen, in der Vielzahl von Projekten und Initiativen, die etwa bei *bremen-hilft-fluechtlingen.de* verzeichnet sind. Sie fallen aber auch deshalb auf, weil sie nur einen Teil der Normalität ausmachen.

Offenbar haben die Väter und Mütter des europäischen Einigungsprozesses, die sich nach der zweiten Katastrophe des 20. Jahrhunderts eines anderen Europa besannen, einen viel weiteren Blick für Europa gehabt als die Bedenkenträger unserer Tage. Sie hatten eine klare Vorstellung von der künftigen, anderen Gestalt dieses kriegserprobten Kontinents, denn sie hatten am eigenen Leib erfahren, dass die alten Wege nur Leid und Zerstörung gebracht hatten.

Das alles scheint heute vielfach in Vergessenheit zu geraten. Fragt man dieser Tage, wofür Europa stehe, folgt neben dem Verweis auf „Brüssel“, Währungsunion und Freizügigkeit bestenfalls noch der Begriff der „Wertegemeinschaft“. Das ist selbst dann unscharf, wenn man es nicht, wie zuletzt immer wieder geschehen, nur auf den Wert und das Funktionieren der europäischen Gemeinschaftswährung bezieht. Man muss mittlerweile auch sonst fragen, welche Werte da in Budapest, London oder Warschau überhaupt noch geteilt werden. Und seit heute Morgen muss man an dieser Stelle auch Washington sagen.

Der Begriff „Wertegemeinschaft“ ist aber auch deshalb irreführend, weil es keine Werte in Europa gibt, die nicht auch im Wertehaushalt anderer Länder der freien Welt vorkämen. Was Europa tatsächlich als Gemeinschaft konstituiert ist die gemeinsame Erfahrung. Europa ist eine Erfahrungsgemeinschaft, die durch die schmerzliche Einsicht in die schiere Unmöglichkeit eines simplen 'weiter so' in eine andere Richtung gewiesen wurde. Denn die Idee dieses einigen Europa wurde aus dem Erschrecken über sich selbst geboren. In seiner Entstehung war Europa eine Gemeinschaft durchlebter Katharsis. Der Kontinent der großen Kriege sollte zum Versuchsfeld der großen, zuvor nie erprobten, ja kaum gedachten Alternative werden. Das ist über Jahrzehnte hinweg in mutigen, großen Schritten geglückt, aber heute scheinen die Anfänge und die Etappen dieses Weges aus dem Blick zu geraten. Selbst die Signifikanz des 9. Nov. 1989 als Geburtstag des Selbstbestimmungsrechts aller europäischen Völker schwindet, wenn die Regierungen dieser Länder oder starke Gruppen darin ihr Heil nur noch in nationalem Protektionismus suchen und die Zukunft mit den Werkzeugen von gestern bewältigen wollen.

Deshalb auch reicht das Gedenken an den 9. Nov. 1938 ganz unmittelbar an uns heute heran.

Nur wenige Wochen vor den Ereignissen des Novembers 1938, im Juli 1938, waren in Evian-les-Bains am Genfersee auf Initiative des amerikanischen Präsidenten Roosevelt die Vertreter von zweiunddreißig Staaten zusammengetroffen, um im Beisein zahlreicher

jüdischer wie nichtjüdischer NGOs und eines Vertreters des Deutschen Reichs über Möglichkeiten der Aufnahme verfolgter Juden aus Deutschland und Österreich zu beraten. Die ursprünglich gute (oder aus taktischen Gründen formulierte) Absicht verkehrte sich in ihr Gegenteil, als die Teilnehmer der Konferenz dazu übergingen, die jeweiligen hauseigenen Gründe gegen die weitere Aufnahme von Flüchtlingen ins Zentrum zu rücken. Gewiss, Evian war nicht die Ursache des Tötens in Auschwitz und anderswo. Die Weigerung der Weltgemeinschaft, sich dem Flüchtlingselend der Zeit nach dem Grundsatz unbedingter Humanität zu öffnen, wie sie in Evian manifest wurde, hat die Mörder aber nur noch ermuntert und wurde ein zentrales Moment in der Vorgeschichte von Auschwitz. 1938 haben Deutsche verbrecherisch gehandelt, und die Staaten der freien Welt haben im untätigen Zusehen versagt. Die heute noch immer gültige politische Dimension des 9. November besteht dann im Auftrag, solches Versagen in Zukunft auszuschließen. Diesem Auftrag gerecht zu werden, bedarf es – das müssen wir uns eingestehen – in Zukunft noch großer Anstrengungen. Wir haben seit dem Herbst vergangenen Jahres europäischen Konferenzen erlebt, die gemeinschaftliche Lösungen für die Kriegsflüchtlinge finden sollten, aber sehr an die Konferenz des Sommers 1938 erinnerten. Und wir haben auch in unserem Land Aufrufe und Aufmärsche gegen eine Politik erlebt haben, die vom Standpunkt der Menschlichkeit ausging. Die Vergangenheit, die uns hier heute zusammenbringt, ist nicht vergangen, der Abstand vielleicht geringer, als wir dachten.